Haus und Welt

Erwacht!

Rein und stolz, im Glanz der Seele
Und des schlummerstillen Leibes
Lebte ich die Mondscheintage
Eines ungeweckten Weibes.

Da kamst du, kam deine Liebe,
Kam dein herzerschütternd Küssen!
Und ich hab mich, Allerliebster,
Dir so ganz ergeben müssen . . .

Ach, ich lag zu deinen Füßen,
Süßen Qualen hingegeben,
Und es einten sich zwei Menschen,
Neu zu schaffen neues Leben.

Maskenverleih

Novelle von Wolfgang F e d e r a u.

Der Expedient Philipp Brunzen war nicht sehr zufrieden mit seinem Leben, wie er es nun, nach Beendigung seiner Lehrzeit, schon annähernd zehn Jahre führen mußte. Er fand es eigentlich sehr langweilig, fast zum Verzweifeln, und sehnte sich brennend danach, irgend etwas zu erleben, was noch niemandem geschehen war, etwas Seltsames und Unerhörtes. Und wenn er in den dunklen Büroräumen des Tee-Exporthauses „Lopnor“ vor seinem Pult saß, Frachtbriefe und Transportversicherungen durchprüfte, saubere Zahlenkolonnen in den dickbändigen Geschäftsbüchern aufmarschieren ließ, dann träumte er zuweilen von jener fernen und fremden Welt, von deren Erzeugnissen auch er gleichsam indirekt lebte. Hingen nicht ein paar verstaubte chinesische Fächer und ein veritabler, schwarzer glänzender Zopf als bescheidene Symbole an den verräucherten Wänden seines Kontors? Gewiß sahen diese Reliquien des östlichen Asiens dürftig genug aus, doch ertappte er sich zuweilen, in unbeachteten Augenblicken, dabei, wie er mit zärtlicher Hand die Fächer streichelte oder zaghaft das Ende des langen Zopfes durch seine zitternden Finger gleiten ließ.

In seinem Zimmerchen stand auf dem kleinen Bücherschrank ein bronzener Buddha, den ein Kapitän ihm einmal für eine kleine Gefälligkeit geschenkt hatte. Philipp Brunzen, der sonst von solchen Dingen wenig Ahnung hatte, hing sehr an dieser Figur, die ihm das Geheimnisvolle und Wunderliche Chinas näher zu bringen schien. Er lebte sehr zurückgezogen, hatte nur wenige Bekannte und keinen Freund — so mußte ihm die Phantasie jene Abenteuer und Erlebnisse ersetzen, die ihm das reale Leben versagte.

Dennoch geschah es eines Tages, daß er eine Einladung zu einem Maskenball erhielt, und nach kurzem Nachsinnen sich entschloß, an diesem Fest teilzunehmen. Er wußte zwar nicht recht, von welcher Seite die Einladung kommen mochte, glaubte zunächst sogar an irgendeinen Scherz eines Bekannten, überlegte dann aber lächelnd, daß dies ja völlig gleichgültig sei und daß man ihm den Eintritt auf Grund der sauber lithographierten Karte jedenfalls nicht versagen könne.

Den ersten flüchtigen Wunsch, sich nach eigenen Angaben ein phantastisches Kostüm arbeiten zu lassen, schob er bald beiseite, weil er rasch genug erkannte, daß hierzu seine bescheidenen Einkünfte bei weitem nicht auslangen würden. Er machte sich also an einem Abend auf den Weg, um in irgendeinem der Verleihgeschäfte, von denen es in den abgelegeneren Straßen der alten Handelsstadt eine hinreichende Anzahl gab, für eine erträgliche Summe ein hübsches, ihm zusagendes Kostüm auszuborgen. Auf seiner Wanderung, bei der sich Philipp Brunzen mehr vom Zufall, als von bestimmten Zielen leiten ließ, geriet er in Kürze in eine schmale, sehr dunkle und etwas bedrohlich ausschauende Straße, die er offenbar nie vorher gesehen hatte, trotzdem er in dieser Stadt geboren und aufgewachsen war. Ein schmaler Kanal durchschnitt die Straße, das Wasser, das ihn träge durchfloß, war schwarz und stumpf wie Tinte. Gerade hier, an einem altertümlichen Hause, dessen Grundmauern von dem Wasser umspült wurden, entdeckte der junge Mensch ein Schild „Jotur Brevan — Maskenverleih“. Der fremdartige Name, das geheimnisvolle Aussehen des Hauses, die ganze düstere und traurige Umgebung, übten auf Philipp Brunzen eine eigentümliche, sehr erklärliche Anziehungskraft aus. Hier, glaubte er, werde zu finden sein, was er suche, — und nach kurzem, etwas ängstlichem Zögern faßte er den Mut, zog an der Klingel — deren gellenden Klang er sekundenlang widerhallen hörte, — die Türe sprang auf geheimnisvolle Art auf und er befand sich alsbald in einem großen, düsteren Raum, der von der Diele bis zur Decke mit Gerümpel aller Art, blitzendem und stumpfem Metallgerät, Waffen und Kleidungsstücken angefüllt war. Eine kleine Petroleumlampe verbreitete ein kärgliches Licht, das die Dunkelheit mehr unterstrich als beseitigte.

Es war keine Menschenseele zu sehen. Nachdem Philipp Brunzen einige Minuten gewartet hatte, räusperte er sich endlich verlegen und alsbald kam ein kleiner, alter Mann angetrippelt, der sich tief verbeugte und sich nach den Wünschen des anderen erkundigte. Er war altmodisch und etwas phantastisch gekleidet, hatte wirres, graues Haar, buschige, fast schwarze Augenbrauen, und über der hakenförmigen Geiernase ein Paar Augen von so scharfem, stechendem Glanz, daß Philipp ein Frösteln überlief. Da er sich jedoch etwas genierte, seine Abneigung gegen den Trödler zu zeigen und den Laden unverrichteter Dinge zu verlassen, so erzählte er kurz und etwas hochmütig, was er benötige. Der Händler verneigte sich nochmals demütig, und es schien dem Kunden, als ob ein höhnisches Grinsen die Lippen des Alten verzerrte. Er vergaß es aber sofort, als der Händler ein Kostüm vor ihm ausbreitete und mit schlichter Bestimmtheit erklärte, dies sei es, was der andere brauche. Es war ein prächtiges, gelbseidenes Mandarinenkostüm mit allem Zubehör, und Philipp Brunzen griff zu, ohne lange zu überlegen. Es schien ihm, als habe der Alte seine geheimsten Wünsche erraten, und als er nun noch hörte, daß das Kostüm echt sei, und einem Mandarinen gehört habe, der vor einigen Jahrhunderten auf abenteuerliche Weise ums Leben gekommen sei, betastete er fast ehrfürchtig den kostbaren, knisternden Stoff. Der Trödler legte noch eine Maske zu, die aus einem weichen, gelblichen Leder angefertigt war, das sich eng an das Gesicht anschmiegte und auf der ein chinesisches Antlitz von tückischer Wildheit so kunstvoll aufgemalt war, daß das ganze den Charakter einer starren, unveränderlichen Maske völlig verlor.

Der junge Kaufmann ließ sich die Sachen auch sogleich einpacken, bezahlte die auffallend geringe Leihgebühr, und während der Trödler ihn höflich bis zur Türe geleitete, versicherte er immer wieder, daß der Herr sehr zufrieden sein würde, und daß er sicher sei, der Herr werde in dieser Maske außerordentlich gut unterhalten. Das geschah nun allerdings nicht. Zum mindesten nicht in der Art, wie Philipp Brunzen es erwartet hatte. Als er in seiner prächtigen Verkleidung den Ballsaal betrat, erregte er zwar allgemeines Aufsehen. Doch das merkwürdig beängstigende und peinigende Gefühl, das ihn bereits zu Hause in demselben Augenblick erfüllte, als er das kostbare Seidengewand eben übergeworfen hatte, schien sich nun allen anderen Gästen mitzuteilen. Wo er erschien und längere Zeit verweilte, merkte er alsbald an der Haltung und dem flüsternden Gespräch der anderen, daß man ihn mit einem heimlichen Grauen musterte, das sich durch den allgemeinen Trubel des Festes nicht betäuben ließ. Einige junge Mädchen in lustigen, phantastischen Kostümen hatten anfänglich versucht, sich gegen diese Stimmung durch gesteigerte Fröhlichkeit und heitere Scherze aufzulehnen, hatten mit dem unheimlichen Fremdling zu tändeln und zu spaßen begonnen. Aber dann hatte eine im Uebermut sein Antlitz gestreichelt und war [illegible]

gefahren. Die Wärme des Körpers hatte sich der bösen und drohenden Ledermaske mitgeteilt und das Mädchen hatte die feste Ueberzeugung gewonnen, daß der Mensch da vor ihnen sich überhaupt nicht verkleidet habe, sondern ganz das sei, was vorzustellen er sich ernsthaft bemühte.

So blieb der Mandarin in dem menschengefüllten Saale bald völlig allein, wurde gemieden wie ein Geächteter, und der arme Kerl selber von einer unerklärlichen Angst verfolgt, furchtbar enttäuscht und verbittert, wußte schließlich keinen anderen Ausweg, als daß er sich verdrossen in eine den Blicken der anderen halbwegs verborgene Ecke setzte und ein Glas Wein nach dem anderen in sich hineinschüttete. Ungewohnt eines so reichlichen Alkoholgenusses, erhob er sich endlich schwankend, zahlte und verließ sofort den Saal, der plötzlich in aufregender Weise um ihn zu kreisen schien. Kaum aber hatte er seinen Fuß auf die Straße gesetzt, als oben die Musik einen lauten Tusch spielte, und die lange zurückgedämpfte Feststimmung plötzlich alle Teilnehmer des Vergnügens mit hemmungsloser Fröhlichkeit erfüllte.

Philipp Brunzen, der Pseudo-Mandarin, fand mit einigen Schwierigkeiten den Weg durch die von flatternden Nebelschwaden erfüllten Straßen nach Hause. Viel zu müde, um sich noch auszukleiden, warf er sich mit einem schweren Aechzen auf sein schmales, dürftiges Lager und fiel sofort in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

Auftauchend aus der Dunkelheit dieses Schlafes hatte er alle Erinnerungen an sein bisheriges Ich verloren. So sehr, daß ihm nicht einmal die Veränderung seiner Umgebung auffiel. Für ihn, einen Mandarinen vom siebenten Grade, der die besondere Gunst des Himmels besaß, war es ja doch selbstverständlich, daß er in der alten Kaiserstadt Peking in einem prächtigen, kostbaren Palaste wohnte, daß ungezählte Diener sich vor ihm auf den Boden warfen und zitternd seine Befehle erfüllten. Er, der Mandarin Wu-Lei-Tsin, führte nun jenes wilde, schöne und bunte Leben voller Gefahren und Abenteuer, nach dem sich der kleine Angestellte Philipp Brunzen aus der norddeutschen Handelsstadt vergeblich gesehnt hatte. Er befuhr mit seinen Dschunken den Hoang-ho und den Liau-ho, kämpfte gegen Seeräuber in den Buchten von Tschili und Liau-tung und herrschte über seine Provinz mit Härte, Grausamkeit und rücksichtslosem Ehrgeiz.

Sein Kaiser vertraute ihm unbedingt. Und so erhielt Wu-Lei-Tsin eines Tages den ehrenvollen Auftrag, eine mongolische Dschunke vor Fu aufzufangen, die Besatzung zu töten und ein tatarisches Mädchen, das sich auf dem Schiff befinden würde, heimlich nach dem kaiserlichen Palast zu bringen. Wu-Lei-Tsin, der schwierigere Aufgaben vollführt hatte, bemannte sofort seinen schnellsten Segler und enterte in einer stürmischen Nacht auf hoher See das mongolische Fahrzeug. Die Bemannung wurde erbarmungslos hingerichtet, die Tatarin aber wurde zunächst in des Mandarinen eigenem Hause in Sicherheit gebracht. Hier nun geschah es, daß sich der Mandarin in das zarte und feine Gesicht des jungen Mädchens verliebte und beschloß, die seltene Beute für sich zu behalten. Er meldete dem Kaiser, daß er zwar die Dschunke erobert, daß sich aber das Mädchen leider nicht auf dem Schiff befunden habe. Der Kaiser hörte die Meldung ernsthaft und ohne eine einzige Miene zu verziehen an, gab sein Bedauern über den unnötig gewesenen Aufwand von Kraft und Zeit Ausdruck und entließ den stolzen und mächtigen Mandarinen mit einigen huldreichen Worten.

Als Wu-Lei-Tsin, froh der gelungenen List, in seinen Palast zurückkehrte, war die Tatarin verschwunden. Statt ihrer erwartete ihn bereits ein Bote des Kaisers mit der nüchternen Mitteilung, daß der Herrscher des Reiches der Mitte hoffe, den Mandarinen am nächsten Tage nicht mehr unter den Lebenden zu sehen, und sein wichtiges Amt bereits einem anderen Würdenträger — es war der gehaßte Nebenbuhler des Mandarinen — übertragen habe...

Als die Wirtin von Philipp Brunzen gegen Mittag des nächsten auf den Maskenball folgenden Tages das Zimmer noch verschlossen fand, und auf mehrfaches Anklopfen und Rufen keine Antwort erhielt, holte sie die Polizei und ließ das Zimmer gewaltsam erbrechen. Man fand den jungen Menschen auf seinem Bette liegend, noch in dem Kostüm, mit dem er am Abend vorher das Haus verlassen hatte. Um seinen Hals lag die Schlinge einer Gardinenschnur, mit der er sich selbst erdrosselt hatte. Er mußte die Schlinge offenbar mit ungeheurem Aufwand von Willenskraft zugezogen haben — ein Zufall war völlig ausgeschlossen. Sein Antlitz war noch von der weichen Ledermaske bedeckt, die ihm das Aussehen eines grausamen und stolzen Chinesen gab. Als man sie entfernte, sah man in ein ruhiges, sanftes und fast knabenhaftes Gesicht. „Selbstmord in einem Anfall von Schwermut" stellte der herbeigerufene Arzt fest. Der Besitzer des Mandarinenkostüms hat trotz mehrfacher Aufrufe der Polizei sich nie gemeldet...

Die brave Frau Heinicke

Von Frida Edel.

Frau Heinicke ist eine außerordentlich brave Frau. Der ehrenwerteste Idiot findet keinen Makel an ihr. Ja, der ehrenwerteste von allen, ihr Mann, geruht zuweilen, ihre Bravheit anzuerkennen. Und das will was heißen...

Es ist gar nicht so einfach, eine so brave Frau zu sein wie Frau Heinicke. Es gehört unheimlich viel dazu: unermüdliches Schaffen von morgens bis Mitternacht, ohne Anerkennung zu finden und ohne Anspruch darauf zu erheben, stetes Bereitsein für die Launen und Wünsche der Familienmitglieder, ohne selbst Launen und Wünsche zu haben, und dabei immer den unangenehmsten Dingen ein geduldiges Lächeln zeigend: so ist Frau Heinicke.

Ich bewundere sie sehr...

Es ist ausgeschlossen, daß soviel Bravheit ein Naturzustand ist. Ich glaube, daß man darauf trainieren muß, daß diese Bravheit erworben werden muß durch sehr viel Verzicht, durch vollständiges Auslöschen aller eigenwilligen Wünsche und Träume und Sehnsüchte — mancher lernt das nie.

Es gibt keine absolute Bravheit. Wir alle haben unsere Flegeljahre gehabt — bis wir unter die Fuchtel kamen...

Auch Frau Heinicke, die brave, stille, kleine Frau Heinicke, die für alle Schikanen des Lebens das gleiche geduldige, resignierte Lächeln hat, war nicht immer die brave Frau Heinicke.

Nicht etwa, daß sie sensationelle Abenteuer hinter sich hätte. Sie ist gar nicht weiter sensationell. Die Geschichte ihres „dunklen Punktes", nur so, wie alle Geschichten von rebellischen Herzen, die still geworden sind: ein bißchen lächerlich und ein bißchen traurig...

Es war in einer jener Stunden zwischen Tag und Dämmerung, eine jener seltenen stillen Stunden, in denen wir nur das Schlagen unseres Herzens hören, in denen unsere gestorbenen Träume die Augen aufschlagen, in denen das Sonnenschiff der Sehnsucht in die Ferne fliegt...

Das Zimmer lag schon im Dunkel, draußen flammten einige Lichter auf, der Schnee fiel so sacht, aus der Nebenwohnung drangen einzelne Akkorde eines Chopin'schen Nocturnos — da sagte die kleine Frau Heinicke plötzlich, so ganz aus ihrer Gedankenversunkenheit heraus: „Ja... genau so ein Tag war das, als ich meinem Mann davongelaufen bin."

Ich traute meinen Ohren nicht.

„Kind — was machst du für große Augen? Ja freilich... Du weißt ja nicht... Aber — das ist schon so lange her. Wozu davon reden... Ist ja längst Gras über die dumme Geschichte gewachsen. — Läuft alles wieder so hübsch im alten Gleis, so viele Jahre schon..."

„Ja, so viele Jahre schon, die ich dich kenne, läuft alles bei dir so hübsch im Gleis. War das nicht immer so?"

„So viele Jahre, ach." Sie lachte, ein sonderbares Lachen. Ich hatte Frau Heinicke noch nie so merkwürdig lachen hören. Ich kannte ja an ihr nur dieses kleine, geduldige Lächeln.

„Ja, denke dir, damals schon spielte irgendwer hier im Hause dieses Chopinsche Nocturno. Ja — und da war so ein Wintertag. Und die beschneiten Gärtchen sahen so lustig aus. Damals war ich noch so dumm, mußt du wissen. Und so anspruchsvoll. Ach Gott, ich hatte geglaubt, die Ehe, das wäre so ein Hand-in-Hand-Gehen, so eine prachtvolle Kameradschaft, weißt du. Und dann war alles ganz anders. Weißt du, die Männer brauchen ja gar keinen Lebenskameraden, das bilden wir uns bloß ein."

„Aber du darfst das doch nicht so verallgemeinern..."

„Ach, laß... mein Mann ist nicht besser und nicht schlimmer, als tausend andere...

Aber damals war ich über manches empört, woran ich mich heute gewöhnt habe. Man gewöhnt sich ja an alles..."

„Nun, und...", fragte ich, als mir ihr Schweigen zu lange dauerte. „An einem Wintertag?"

„An einem Wintertag — ja, da hatte sich mein Mann ganz besonders unkameradschaftlich benommen. Und als ich weinte, nannte er mich ein hysterisches Frauenzimmer — und dann ging er fort — zu seinen Kegelbrüdern — — — Männer haben ja immer Kegelbrüder oder Skatfreunde

oder Berufskameraden, zu denen sie gehen, wenn sie sich ärgern — — — Wohin gehen wir?"

„Und dann liefst du also fort..." unterbrach ich wieder ihr Schweigen.

Ja, dann lief ich fort. Ich wußte nicht, was ich wollte, wohin ich wollte. Es war etwas sehr Sinnloses, dieses Davonlaufen. Da lief ich nun in der Stadt herum. Und alles war so grau und sinnlos häßlich, die Häuser und der Himmel und der Schnee, der in der Vorstadt so lustig ausgesehen hatte und in dem Straßengewirr der Stadt zu schmutzigem Schlamm wurde. Und dann wurde es Nacht, so eine kalte, finstere, sternenlose Nacht. Da stand ich nun auf einer Brücke und starrte in das dunkle Wasser hinunter. Ich fand nicht den Mut, hinunterzuspringen. Stundenlang habe ich da gestanden. Und dann kam ein Schutzmann und brachte mich ins Obdachlosenasyl. Gräßlich war das! Stelle dir vor: ich wurde untersucht, ob ich Ungeziefer hätte, ich mußte einen rot und weiß gestreiften Kittel anziehen, und dann mußte ich mich auf eine eiserne Bettstelle mit Drahtmatratze legen. Ich habe die ganze Nacht kein Auge zugetan. Neben mir lag ein junges Mädchen, das die ganze Nacht stöhnte und wimmerte. Sie war schwanger. Denke dir: schwanger und obdachlos! Dann war da eine siebzigjährige Frau, die die halbe Nacht über die Schlechtigkeit der Menschen schimpfte. Und dann war noch eine Polin da, die kannte fast sämtliche Obdachlosenasyle Deutschlands und erzählte gräßliche Geschichten. Es war eine fürchterliche Nacht.."

„Und am anderen Tage kam dein Mann und holte dich zurück ins traute Heim!"

„Ja. Woher weißt du das?"

„Das ist ja nicht schwer zu erraten. Der menschenfreundliche Schutzmann wird ihn benachrichtigt haben."

„Ja, das hat er."

„Und du warst sehr froh, daß du nicht mehr obdachlos warst, wie das schwangere Mädchen oder die siebzigjährige Frau oder die Polin, die sämtliche Obdachlosenasyle Deutschlands kannte."

„Ja, ich war sehr froh. Und hab mich sehr geschämt!"

„Geschämt? Weshalb? Weil du davongelaufen oder weil du wiedergekommen bist?"

Auf diese Frage hat mir Frau Heinicke keine Antwort gegeben.

„Und dein Mann hat dir großmütig verziehen?"

„Das hat er."

„Ja, und dann bist du die brave Frau Heinicke geworden und bist nie mehr davongelaufen. Und hast dich an alles gewöhnt..."

„Wir wollen Licht anzünden," brach da die kleine Frau Heinicke das Gespräch so jäh ab, wie sie es begonnen hatte, und machte eine Handbewegung, als wolle sie etwas verscheuchen, das in ihrem braven Leben keinen Platz haben durfte...

Nicht wahr, sie ist gar nicht sensationell, die kleine Geschichte der braven Frau Heinicke? Nur so, wie alle Geschichten von rebellischen Herzen, die still geworden sind: ein bißchen lächerlich und ein bißchen traurig.

Hab' acht!

Eine Röte kroch in Edgar Werfels Wangen, sein Unterkiefer begann zu zittern. Hastig griff er nach dem Briefbogen, drückte ihn zusammen, daß die scharfen Ecken die Handflächen schnitten und warf ihn auf die Erde.

Edgar Werfels war immer ein harter Mann gewesen. Er hatte von Jugend auf ein Leben der Arbeit geführt, das jede gewonnene Mark als Sprosse einer Leiter zur Macht wertete. Einmal zu Reichtum gelangt, zu dem ihm die Ausnutzung mehrerer Patente verholfen habe, konnte sich seine des Gebens ungewohnte Hand nicht mehr öffnen. Bald stand er in der Stadt in dem Ruf eines bösen Selbstsüchtlings, der grundsätzlich jeden Bittsteller abwies.

Er wußte, was die Menschen über ihn dachten. Doch hatte er schon früher möglichst ohne sie auszukommen getrachtet, jetzt, auf der Höhe seiner Macht, glaubte er sie entbehren zu können. Seit ihm vor 20 Jahren die Mutter gestorben, verbanden ihn keine engeren Beziehungen mit andern; Frauenliebe blieb ihm fremd, und Freunde besaß er nicht. Rastlose Arbeit erfüllte seine Tage, die sonst einander glichen wie ein leeres Blatt dem anderen.

Aber in diesem Augenblicke, da der Besuch des Bruders ihn daran erinnerte, daß er von vielen verachtet wurde, und er einsam inmitten seines Reichtums war, fühlte er sich bedrückt. Vielleicht löste der süße Duft der Rosen, die in verschwenderischer Fülle die Wege seines Gartens säumten, diese ihm ungebannte Empfindung aus, vielleicht war auch dieser prangende Sommermorgen stärker als sein eisgepanzertes Herz. Er litt unter den bitteren Worten, die Alexander auf sein unbeantwortetes Bittgesuch gefunden hatte und fühlte sich nicht frei genug, sie zu vergessen.

„Melaine wird hoffentlich ohne Dein Geld gesund", hatte der Bruder geschrieben. „Doch Du bist auch nur ein schwacher Mensch und über sechzig. Du solltest einen Teil Deines Geldes dazu verwerten, Gutes zu tun, denn ehe Du es glaubst, könnte die Zeit kommen, wo Du andern nicht mehr helfen darfst."

Ueber diese Mahnung hätte er an jedem anderen Tage mit einem nachsichtigen oder verächtlichen Lächeln quittiert. heute stimmte sie ihn ernst. Ein zages Mitleid mit dem Bruder und seiner kranken Frau erwachte, ja, blitzhaft erwog er sogar, ob er das Versäumte nicht nachholen sollte.

Da bemerkte er seine Wirtschafterin im Garten. Ein Gedanke bestürmte sein Hirn.

„Schicken Sie zum Maler Keibel", sagte er, sich erhebend. „Ich möchte ihn sprechen."

„Den Sie in der vorigen Woche abweisen ließen?"

„Lassen Sie bestellen, er brauche sich diesmal nicht umsonst zu bemühen. Ich hätte mich anders besonnen", setzte er lakonisch hinzu. — — — —

Nur mühsam seine Haltung wahrend, sank Edgar Werfels tiefer in den Sessel. Er stieß mit seinem blanken Schuh eine abgefallene Rose auf den Kies fort, sah die Wirtschafterin an, die die unerhörte Antwort des Malers überbracht hatte und dachte daran, daß seit dreißig Jahren es niemand gewagt hatte, auf solche Weise seine Einladung abzuschlagen. „Gut", stieß er zwischen den Zähnen hervor, „mag der Klexer daheim bleiben. Ich brauche ihn nicht."

Aber fünf Minuten später befand er sich selber auf dem Weg zu ihm. Inmitten seines rauchenden Zornes hatte ihn die Befürchtung überfallen, er könne nicht mehr Gelegenheit haben, das auszuführen, was er sich vorgenommen hatte, und der Schrecken war stärker als der Widerspruch seines gekränkten Selbstgefühls geworden.

Edgar Werfels hat seit Jahrzehnten kein solches Mietshaus mehr betreten, in dem der Maler Keibel wohnte. Mit scheuen, eilenden Schritten stieg er bis in das dritte Stockwerk des vernachlässigten, von Dunst und Lärm erfüllten Hauses. Ohne anzuklopfen, öffnete er eine Tür, an der eine vergilbte, durch Heftzwecken befestigte Visitenkarte mit dem Namen Wilhelm Keibel hing.

„Wenn der Prophet nicht zu dem Berge kommt, muß der Berg zum Propheten kommen," sagte er, zu dem Alten tretend, der verstört und mit einem tiefen Bückling von einem zerrissenen Ledersofa aufstand. „Das war nicht nett von Ihnen. Aber ich will heute nicht böse sein. Zeigen Sie mir das Bild, das Sie mir in der vergangenen Woche vorlegen wollten."

Es war das Gemälde eines Sees an einem klaren Herbsttage, das Keibel mit zitternden Händen auf das Sofa stellte. Den weißen Kopf gebeugt, unternahm er dabei einen schüchternen Versuch, sein früheres Verhalten zu entschuldigen, allein Edgar Werfels hörte ihn nicht an. Er sah was diesem Mann fehlte und dem Bilde, das er vor sich hatte. Fleiß und Selbstsucht, die das Leben und die Werke Strebender erhöhen. Beiseite tretend überlegte er, wohin er das Gemälde, das seiner oberflächlichen Ausführung wegen einen unfertigen Eindruck ausübte, hängen sollte, denn er war nicht gewohnt, sein Geld umsonst auszugeben. Eine Weile wußte er keinen Rat, bis er sich erinnerte, zu welchem Zwecke er hierher gekommen war.

„Es gefällt mir," sagte er ruhig. „Ich biete tausend Mark. Stimmen Sie zu, lasse ich es nachher holen."

Ein erstickter Jubelschrei antwortete.

„Noch eins," fuhr er fort, den vor Freude Fassungslosen musternd. „Ich will Ihnen helfen. Es ist nicht gut, im Alter ohne Mittel zu sein. Ich schenke Ihnen zehntausend Mark unter der Bedingung, daß Sie das Geld auf ein Sparbuch im Bedarfsfalle abheben. Sind Sie damit einverstanden?"

Als Edgar Werfels wieder auf der Straße war, erkannte er, daß sein Leben bisher ein Nehmen gewesen war. Zwar nicht von ungefähr, nicht aus dem Glückshorn Fortunas war ihm das Geld zugeflossen. Aber so sehr sein Wollen und Raffen es auch herbeigezogen hatte, froh wie heute hatte ihn eine gewonnene Schlacht, die sein Konto um eine vielstellige Zahl vermehrte, lange nicht mehr gemacht.

Ueber ihm fingerte ein leiser Wind kosend in den Straßenlinden. Die Kühle des Schattenspendenden Geästs tat ihm wohl.

Er bedauerte nur, daß er dem Maler das Geld nicht sogleich hatte zahlen können. In der Eile war er ohne einen größeren Betrag von Hause gegangen. Ein dünnes Lächeln umspielte seine Lippen. Er sah Keibel vor sich, wie er während einer Krankheit von den Nachbarn gepflegt wurde, das Zimmer war aufgeräumt, Blumen standen auf dem Tisch, ein Arzt kam täglich. Es war sein Geld, das diese Pflege ermöglichte.

Da erklang neben ihm das laute Tuten einer Autohupe.

Er erschrak und hörte, wie ihn eine zornige Stimme anschrie. Zu spät erkannte er die Gefahr, in der er sich befand. Im Fallen erinnerte er sich noch des Briefes, den Alexander ihm geschrieben hatte.

„Ich hätte nicht so lange warten sollen," war sein letzter Gedanke, während die Räder seine Brust erfaßten. „Jetzt darf ich nicht mehr helfen..."

Die letzten Indianer

In diesen Tagen ist in aller Stille ein mexikanisches Heldenepos zu Ende gegangen, das selbst in der rasenden Welt des Radio und des Flugzeuges noch einige Aufmerksamkeit und stilles Zuhören verdienen mag. Der Jahrzehnte, fast Jahrhunderte lange Aufstand, der im Norden Mexikos lebenden Yaqui-Indianer hat jetzt, wie es im 20. Jahrhundert nicht anders zu erwarten war, mit einem vollen Siege der Zentralregierung und mit der fast gänzlichen Vernichtung dieses Indianerstammes geendet. Mancher Leser wird dabei geglaubt haben, es handele sich um eine Zeitungsente, mancher wird den Aufstand mit einem „unmöglich" abgetan haben und mancher hat vielleicht in dieser Tatsache einen neuen Beweis für die Schwäche der mexikanischen Regierung und für die „Wildweſtzustände Mexikos" gesehen. Jedem sei sein Glaube gelassen. Aber selbst auf die Gefahr hin, enttäuschend zu wirken, muß gesagt werden, daß es mit dem Aufstande seine volle Richtigkeit hatte. Auch heute noch sind hier Dinge möglich, die man schon seit 100 Jahren überwunden glaubte. Deutlicher als Worte sprechen die nackten Tatsachen.

Noch heute existiert in Mexiko eine Reihe von Indianerstämmen, die sich trotz der jahrhundertelangen spanischen Beeinflussung ziemlich rein zu erhalten gewußt haben. Während aber diese Stämme, wie die Tarahumara, Zapoteca, Mixteca, Chichimeca und Otomi friedlicher Beschäftigung nachgehen und nicht mehr auf Kriegspfaden wandern, sind die Yaqui immer noch von kriegerischem Geiste erfüllt und wachen, mit den Waffen in der Hand, eifersüchtig über ihre Stammesrechte. Die Feststellung, daß sie in diesen seit der Eroberung Mexikos verflossenen 400 Jahren niemals wirklich besiegt und von der Zivilisation in unserem Sinne erreicht worden sind, sagt nicht zu viel. Im Jahre 1533 wurde der Stamm, den man nicht mit Unrecht als Ueberbleibsel einer Azteca-Garnison im Norden des Landes ansicht, durch die Expedition des spanischen Eroberers Nuno de Guzman entdeckt. Aber niemals sind sie in ihren weltabgeschiedenen und schwer zugänglichen Gegenden mit Waffengewalt erreicht worden und nie ist ihr kriegerischer Geist gebrochen worden. Jährliche Aufstände und Raubzüge waren Selbstverständlichkeiten, und mit Einmütigkeit lehnte der Stamm jede Regierungsautorität und jeden Befehl der spanischen Krone, ihrer Vizekönige und der späteren mexikanischen Freiheitsregierungen ab. Erst im Jahre 1899, von Hunger geschwächt, von Krankheiten und Verlusten zermürbt, baten sie die Regierung um Frieden, der ihnen bereitwilligst gewährt wurde. Aber dieser sogenannte Friede war nicht einmal ein Waffenstillstand. Das Plündern, Sengen und Morden der Indianer ging lustig weiter, und kaum waren einige Monate, die ihnen zur Erholung und Wiedererstarkung gedient hatten, vergangen, als sie sich wiederum zu offenen Feindseligkeiten entschlossen. Das wilde, unzugängliche Gebirgsterrain ermöglichte es ihnen, jedem Versuche der Regierung, sie zur Unterwerfung zu zwingen, erfolgreich die Spitze zu bieten.

Aber auch hier setzte die große Revolution des Jahres 1910 einen Markstein. Die Möglichkeit für den Stamm, als regulärer Truppenverband unter dem Kommando ihrer Häuptlinge in den revolutionären Reihen kämpfen zu können, führte einen formellen Frieden mit der revolutionären Regierung herbei. Alles, was sie an Waffen und Ausrüstung wünschten, wurde ihnen von den revolutionären Elementen für ihre wertvolle Bundesgenossenschaft gegeben. Aber alle Versöhnung hat niemals darüber hinwegtäuschen können, daß der Stamm nach wie vor gewillt war, jeder Regierungsautorität hartnäckigen Widerstand entgegenzusetzen. Persönlichkeiten wie der frühere Präsident Obregon und Präsident Calles haben sich von jeher größter Wertschätzung unter ihnen erfreut. Noch heute ist der junge Yaquikrieger Amaro, der im Jahre 1917 durch die Straßen der Hauptstadt mit Sandalen an den Füßen und riesige Ringe in den Ohrläppchen, wanderte, beliebter Gesprächsstoff. Augenblicklich ist dieser selbe Krieger Mexikos Kriegsminister, und die Tragik will es, daß er, selbst aus den Reihen der Yaquis stammend, seinem Stamm jetzt den Todesstoß versetzt hat.

Den Anlaß zu der letzten Auseinandersetzung der Regierung mit den Yaquis wurde im Frühjahr des vergangenen Jahres gegeben, als die Indianer einen Eisenbahnzug anhielten. In diesem Zug befand sich u. a. der frühere und kommende Präsident Obregon. Erst als reguläre Truppen eingesetzt wurden, gaben die Indianer den Zug frei. Sie begründeten ihr Verhalten damit, daß die Regierungen der letzten Jahre, die ihnen gegebenen Versprechungen nicht gehalten hätten. Es ist schwer festzustellen, inwieweit diese Behauptungen zutreffen. Sicher ist jedenfalls, daß den Indianern durch die Revolution viel Geld, Land gleiche Rechte und gleiche Waffen zukamen, ohne daß sie jemals mit den ihnen gegebenen Gütern — mit Ausnahme der Waffen — etwas anzufangen gewußt hätten. Die beste Erklärung für ihr Verhalten liegt wohl darin, daß sie in ihrem Entwicklungsgange so ungeheuer zurückgeblieben sind, daß es ihnen geistig unmöglich war, sich mit den heutigen Formen unserer Zivilisation abzufinden. Sie lebten in ihren Bergen, von dem dumpfen, unverstandenen Gefühle beherrscht, zum Tode verurteilte Reste zu sein, stritten sich mit der Regierung und wollten nicht dem Allgemeinwohl unterworfen werden, das ihrem Empfinden nach ihre praktische Todeserklärung bedeutete. So haben sie durch Jahrzehnte hindurch ein Nationalproblem gebildet, an dem keine mexikanische Regierung achtlos vorübergehen konnte.

Schon der alte Diktator Diaz war der Ueberzeugung, daß ihrer Insubordination ein Ende bereitet werden müsse. Er ließ es sich ungeheure Opfer kosten, sie zu unterwerfen, aber die Erfolge waren gleich null. Erschwerend fiel dabei ins Gewicht, daß diese Kriegszüge von den Generalen und Offizieren immer als Gelegenheit zu bequemen Bereicherungen betrachtet wurden. Endlich verfiel Diaz auf die Methode, die Yaquis aus ihren Bergregionen heraus nach dem Süden des Landes unter friedliche Indianerstämme zu verpflanzen. Nun geschah etwas, das wie eine moderne Odyssee klingt. Ganze Yaquifamilien setzten sich, nachdem sie im Süden angesiedelt worden waren, in Bewegung, zogen unter ungeheuren Strapazen von Yucatan an der Grenze Guatemalas nach dem Norden Mexikos, über viele Tausende von Kilometern und erreichten endlich nach vielen Monaten ihre ärmlichen früheren Heimstätten in den Gebirgsregionen. Diaz's Verpflanzungsversuch war vergeblich gewesen.

Jetzt erst haben die Yaquis aufgehört, als selbständiger Stamm zu existieren. Die Regierung, die fest entschlossen war, mit der Opposition dieses Stammes von kaum 10 000 Menschen gänzlich aufzuräumen, schreckte auch nicht davor zurück, moderne Mittel der Kriegsführung, wie Flugzeuge, Bomben und Gase gegen sie einzusetzen. Unter diesen Umständen war jeder Widerstand, nachdem sie über ein Jahr lang heldenmütig standgehalten hatten, nutzlos geworden. Vor wenigen Wochen ist die Hauptzahl ihrer Krieger in der Hauptstadt eingetroffen und in Einzelgruppen in die Formationen des regulären Heeres eingereiht worden. Die Zivilbevölkerung wird gleichfalls auf Anordnung der Regierung familienweise unter stammesfremden Indianern angesiedelt werden. Wieder einmal kann unsere sogenannte höhere Ordnung und unsere Zivilisation für sich in Anspruch nehmen, einem Volksüberbleibsel, das zwar nicht schön, aber doch ein lebendes Steinchen im Völkermosaik war, den Garaus gemacht zu haben.

Merkworte:

Jede Arbeit, mag sie noch so niedrig, beliebt oder unbeliebt sein, mag sie Kopf oder Hand in Anspruch nehmen, ist als sittliche Pflicht und Vorbedingung wahren Lebensglücks aufzufassen und in Ehren zu halten.

•

Seltsam: je mehr einen das Leben durch den Dreck zieht, desto reiner wird man.

•

Wer seinen eigenen Weg geht, kann von niemandem überholt werden.

•

Frei nach Nietzsche: fast in jedem Weibe von heute verbirgt sich ein Mann, der will spielen.